

Viera Pirker

Innen, außen, an der Grenze?

Identität als Lineatur der Erfahrung und Entwicklung

Das Thema »Identität« begleitet die analytische Arbeit seit Jahrzehnten – der schillernde Begriff, mehrfach verabschiedet, kehrt immer wieder, gerne in verändertem Gewand. Der Begriff Identität ist verwickelt und mitunter klebrig wie »Zuckerwatte«, ein »seltsam magisches« Wort von »prickelnder Modernität«, »Trompetenwort«, galt bereits Mitte der 1980er Jahre als »Inflationsbegriff Nr. 1«, ist vielleicht längst zu einer »spekulativen Gedankenblase« verkommen (Brunner, 1987, S. 63; Goffman, 1975, S. 74; Kaufmann, 2005, S. 11; Rosenlöcher, 1997, S. 24). Wovon und auf welchem Hintergrund spricht, wer heute die Identität bemüht, und wie lässt sich der Begriff konzeptionell so fassen, dass er auch in therapeutischer Arbeit tragfähig wirken kann?

1. Identität und ihre Konstruktion

Auf der Basis der kontextualisierenden Einordnungen zum Zueinander von Individuum und Gesellschaft wendet sich der Blick mit der Fokussierung der Identität stärker auf das Individuum. Mit der Frage der Identität wird in der Regel eines der folgenden Themen adressiert:

- die gesellschaftlichen *Rollen und Zugehörigkeiten*,
- die oberflächlichen, *unverwechselbaren Merkmale*, die diesen Menschen körperlich und äußerlich ausmachen und die von anderen Menschen in einer bestimmten, kulturell und gesellschaftlich geprägten Weise gelesen und gedeutet werden,
- die im *Selbstverhältnis* vorfindliche, tiefenpsychologisch orientierte Perspektive: In welcher Beziehung und in welchem emotionalen Kontakt steht eine Person zu sich selbst – wozu auch der Blick auf diejenigen inneren Anteile, die fremd und schambesetzt bleiben, gehört,
- das Zueinander von *Selbstbild und Fremdbild*, also die Selbstwahrnehmung und die in sozialen Interaktionen gespiegelte Fremdwahrnehmung.

1.1 Im Hintergrund: Identität als Status

Das Denken von Identität hatte zunächst der psychoanalytisch orientierte Entwicklungspsychologe Erik H. Erikson (1973) begründet. Erikson ging es mit dem Begriff der Identität um die stabile Klärung der zentralen psychosozialen Krise am Ende des Jugendalters, und zwar in drei Gesichtspunkten hinsichtlich der eigenen *Ideologie*, die religiöse, weltanschauliche und politische Überzeugung beinhaltet, der *Beziehung*, also die aktive Entscheidung für den familiären Status (bspw. Ehe, Zölibat), und der *Erwerbsarbeit*, die eine eigenständige gesellschaftliche Beteiligung ermöglicht. Wer in allen drei Bereichen Klarheit für sich und für andere schafft, hat nach Erikson die Krise der Identität und ihres Gegenpols, der Identitätsdiffusion, bewältigt. Mit seinem Modell der psychosozialen Entwicklung schließt Erikson explizit an die Lehre Sigmund Freuds zu den psychosexuellen Phasen an, deren Bezeichnungen und Schwerpunkte die ersten fünf Stufen seines eigenen Modells inspirieren. Erikson charakterisiert die Freud'sche Persönlichkeitstheorie als nach innen (Innenwelt, Unbewusstes), rückwärts (Ursprünge der Psyche) und unten (verdrängte Triebregungen) gerichtet, während er seine Theorie nach außen, vorne und oben ausrichtet (Erikson, 1982, S. 39).

1.2 Im Vordergrund: Identität als Prozess

Noch bevor und während sich Erikson aus der psychoanalytischen und entwicklungspsychologischen Denkweise heraus mit der Formulierung einer Individuum-zentrierten Theorie der Identitätsentwicklung beschäftigt, hat sich andernorts bereits eine anders ausgerichtete Wissensverdichtung zur Frage nach Identität gebildet.

1.2.1 Soziologische Zugänge

Die Soziologen der Chicagoer Schule rücken seit Beginn des 20. Jahrhunderts »das Individuum, sein Selbst und seine Beziehung zur unmittelbaren Umwelt in den Mittelpunkt« (Kron & Horáček, 2009, S. 22). Besonders George Herbert Mead hat dabei herausgearbeitet, dass »ein Selbst sich immer nur in einer sozialen Umgebung ausbilden kann« (Kron & Horáček, 2009, S. 23–24). Der auf seine Arbeit aufbauende symbolische Interaktionismus betrachtet Identität zuerst und vor allem als soziale Realität, die Individuen in Abhängigkeit von Interaktionen und Erfahrungen herstellen. Identität, das *self*, ist nach Mead nicht mit dem physiologischen Organismus des Menschen gleichzusetzen: Ihr unterscheidendes Merkmal besteht in der erlernten Fähigkeit zur Selbst-Verobjektivierung des denkenden Organismus. Mit *self* bezeichnet Mead die reflexive Fähigkeit des Subjekts, sich zu sich selbst wie zu einem Anderen zu verhalten. Es entwickelt sich allmählich »als Ergebnis seiner Beziehungen zu [dem gesellschaftlichen] Prozeß als Ganzem und zu anderen Individuen innerhalb

dieses Prozesses« (Mead, 1973, S. 177). Dieser gesellschaftliche Prozess, mit dem die interaktionale Gebundenheit der Einzelnen zum Ausdruck kommt, ist Voraussetzung für die Entwicklung von Identität; das vorherige Bestehen dieser sozialen Umgebung gilt als unabdingbar. Mead wendet sich entschieden gegen Tendenzen der seinerzeitigen Psychologie, das Selbst »als ein mehr oder weniger isoliertes und selbständiges Element zu behandeln, als eine Substanz, die durchaus allein bestehen könnte« (Mead, 1973, S. 207). Wichtige interaktionale Vertiefungen zum Ansatz Meads finden sich zum einen in der Rollentheorie des Erving Goffman (1975) mit der dramentheoretisch begründeten Unterscheidung sozialer, persönlicher und Ich-Identität, die er aus der Erikson'schen Inspiration gewinnt. Zum anderen kommt Lothar Krappmann (1971) die Leistung zu, die soziologischen und entwicklungspsychologischen Ansätze in einem pädagogischen Interesse verknüpft zu haben. Indem er die Identität des Individuums in den Blick nimmt und diese als Balanceleistung zwischen persönlicher und sozialer Identität beschreibt, hat er wesentlich dazu beigetragen, den Identitätsprozess »als einen Akt des ständigen Aushandelns zwischen diskrepanten Erwartungen und Selbstinterpretationen« (Klessmann, 2006, S. 144) verstehen zu können. Krappmann (1971, S. 132–173) benennt vier identitätsfördernde Grundqualifikationen als Fähigkeiten des Individuums, die in einem wechselseitigen Verhältnis zu einer balancierten Ich-Identität stehen, für die sie zugleich Voraussetzung und Folge sind:

(1) *Rollendistanz* bezieht die je unterschiedlich ausgeprägte »Hingabe« des Individuums zu seinen jeweiligen Rollen ein und respektiert die Voraussetzung, dass das Individuum ein Bemühen um Ich-Identität etabliert haben muss, um sich zu seinen Rollen verhalten zu können. Dazu gehört auch eine wachsende Fähigkeit zur Distanzierung von internalisierten Normen.

(2) *Empathie* und »role taking« bezeichnet die kognitive Fähigkeit, die Erwartungen von Interaktionspartnern zu verstehen, ggf. zu antizipieren und zu internalisieren. Um diese zu entwickeln, ist die Rollendistanz Voraussetzung.

(3) *Ambiguitätstoleranz* »umschreibt die Fähigkeit eines Subjekts, auf Menschen und Situationen einzugehen, diese weiter zu erkunden, anstatt sich von Diffusität und Vagheit entmutigen zu lassen oder nach einem »Alles-oder-nichts-Prinzip« zu werten und zu entscheiden« (Keupp et al., 2006, S. 280). Damit geht einher, dass ein Individuum imstande ist, widersprüchliche Informationen und Rollenerwartungen bei sich selbst und bei Interaktionspartnern wahrzunehmen und auszuhalten; dazu gehören auch Abwehrmechanismen, besonders im Zusammenhang mit repressiven Rollen. Die Ambiguitätstoleranz stellt für Krappmann die entscheidende Variable dar, »weil Identitätsbildung offenbar immer wieder verlangt, konfligierende Identifikationen zu synthetisieren« (1971, S. 167). Letztlich versteht er Ambiguitätstoleranz als Fähigkeit des Individuums, einen synthetischen Lösungsweg in konfligierenden Situationen herzustellen, ohne in Abwehr zu verfallen.

(4) *Identitätsdarstellung* bezeichnet schließlich die Fähigkeit, die eigene Identität in sozialen Interaktionen so zu äußern, dass sie Berücksichtigung und (positive) Aufmerksamkeit findet. Diese Darstellung nach außen ist integraler Bestandteil der Ich-Identität, da letztere nur dadurch vermittelt im Interaktionsprozess wirksam und bedeutsam werden kann.

1.2.2 Sozialpsychologische Situierung

Auch auf den soziologischen Hintergründen der Entwicklung des Begriffs versteht die Psychologie Identität heute offener – insbesondere ist die Identitätsdiffusion entpathologisiert worden (Marcia, 1989) – und die Konstruktion von Identität wird in ihrer lebenslangen Bewegung, Reversibilität und Aufgabe erkannt. Längst hat die Psychologie auch die Rede vom »einmal erreichten Status« der Identität verlassen und konzeptuell eingeholt, dass die Identitätskonstruktion eines Menschen nicht ein für alle Mal am Ende der Jugend entschieden ist, sondern sich fortgesetzt und auch immer wieder neu formieren kann. Dieses Denken hat in den 1990er Jahren eine Forschungsgruppe rund um den Münchner Sozialpsychologen Heiner Keupp empirisch gegründet und mit der Rede vom »Patchwork der Identitäten in der Postmoderne« ein umfassendes Modell der Identitätskonstruktion entwickelt, ein Prozess, den Individuen in der Gegenwart kontinuierlich vollziehen (Keupp et al., 2006). Die Linie, die sich mit dem Begriff der Konstruktion eröffnet, erweitert den Blick auf die individuelle Seite der Identität, welche nicht mehr vorrangig als Status, sondern stärker als Prozess wahrgenommen wird. Durchaus bestehen auch in einem prozessualen Verständnis der Identität stabilisierende, ja statuarische Instanzen, ebenso wie bleibende Unentschiedenheit begegnen kann.

Der Identitätsprozess beinhaltet im Wesentlichen drei Bestrebungen. Die immer wieder fortlaufende Suche nach *Kohärenz* als Antwort auf die Frage »wer bin ich, für mich selbst und für andere?« thematisiert die interaktionelle Seite, aus der heraus die Fähigkeit zur Rollen- und Perspektivübernahme entsteht, und gilt als Ausgangspunkt jeder Selbstreflexion; sie setzt einen konkreten und individuellen Sozialisationsprozess voraus. Die Suche nach *Kontinuität* als Antwort auf die Frage »wie bin ich geworden, wer ich heute bin?« findet ihre Ansatzpunkte in den Narrationen, dem Erzählen einer eigenen Geschichte des individuellen Lebens, die im Rückblick und Vorausblick zueinander passt und aufeinander aufbaut. Die Suche nach *Authentizität* – »wer bin ich wirklich, und kann ich das auch zeigen?« – orientiert die Ausgestaltung der Identität an einer inneren Dimension, am Wissen darum, was mich von anderen unterscheidet und darum, ob ich so sein und leben kann, wie ich wirklich bin.

Die Annahme von einem Prozess der Identitätsarbeit geht davon aus, dass Menschen immer und ständig neu in jedem Moment Identität konstruieren – selten bewusst, meistens unbewusst. Als eine ständige Re-Evolution des Ich vollzieht sich dies auf drei Ebenen (Keupp et al., 2006, S. 218). Auf der Ebene *der situativen Selbst-*

thematisierung begegnet jeder kleine Alltagsmoment, auch jede spontane Interaktion. Diese bündeln sich auf der Ebene der *Teilidentitäten*: Sie setzt sich aus den verschiedenen Rollen und Zugehörigkeiten zusammen, in denen Menschen alltäglich agieren und die jeweils eigenen Dynamiken erzeugen – beispielsweise als Student, als Lehrerin in einer Schule, als Oberärztin in einer Klinik, familiär als Vater und Mutter, als Tochter und Sohn, als Bruder und Schwester; als Angehörige einer bestimmten Gruppe, als Anhänger einer ideologischen Haltung, als kulturell teilhabende Person. Diese Teilidentitäten sind individuell zusammengesetzt; es gibt Schwerpunkte, in denen die meisten Menschen eine Rolle für sich identifizieren und diese auch gestaltend ausfüllen – z. B. die Bereiche Familie, Körper, Geschlecht, Arbeit. Oft sind diese Teilidentitäten gar nicht besonders herausgefordert oder angefragt, aber sie können im Leben immer wieder auf den Prüfstand kommen, beispielsweise die Elternschaft zu Beginn und Ende der Familienphase, die Arbeit bei einem anstehenden Jobwechsel oder beim Eintritt ins Rentenalter, die Beziehungsgestaltung bei Trennung. Angehörige einer marginalisierten Gruppe erfahren diese Teilidentität als oft ungewollt dominierend, beispielsweise wenn Zuschreibungen zu einer bestimmten Herkunft vielfältige Auswirkungen auf die Gestaltung des eigenen Lebens nehmen.

Die dritte Ebene der *Meta-Identität* steht in Wechselbeziehung zu den Teilidentitäten. Hier begegnen zum einen *dominierende Teilidentitäten* – das sind einzelne Rollen und Aspekte, die in einer bestimmten Zeit im Leben in den Vordergrund treten oder auch – gewollt oder ungewollt – dominierend wirken. Das Individuum verfügt zudem über *biographische Kernnarrationen*: Also erzählte Erfahrungen, in denen Menschen rückblickend in ihrem eigenen Leben besonders wichtige Momente identifizieren oder die ihnen im Entwurf auf Zukunft hin besonders wichtig erscheinen. Die Kernnarrationen können sich im Laufe eines Lebens auch verändern. Oft bündeln sich hier Herkunftsgeschichten, Familiengeschichten, ein Coming-Out, der Beginn einer Liebe, ein Einschnitt im Wertekostüm, eine Berufungserfahrung. Solche Narrationen brauchen Raum: Wo wird erzählt, wie wird erzählt, wie kommen Menschen mit ihren eigenen Geschichten in Kontakt? An welchen anderen Geschichten dürfen sie über andere Menschen lernen? Zu der Ebene der Metaidentität gehört auch das sehr wichtige *Identitätsgefühl*, in dem sich das emotionale, individuelle Verhältnis eines Menschen zu sich selbst verbirgt. Dieses Gefühl wird stark durch primäre Bezugspersonen geprägt, oft in der frühen Kindheit und im familiären Raum, sowie durch kindliche Erfahrungen. Darin entwickelt sich eine intime, individuelle Ausgangslage, von der aus Menschen auch im Erwachsenenleben in ihrem Alltag agieren können. Das Identitätsgefühl gilt als der Ort, an dem große innere Spannungen und Emotionen (Angst, Wut, Scham) ausgetragen, jedoch in der Regel nach außen hin verborgen werden. Das Identitätsgefühl zu verstehen, zu gestalten und zu verändern, erfordert vom Individuum eine große Bereitschaft zur Selbst(-er-)kenntnis und in der supervisorischen und therapeutischen Begleitung hohe Sensibilität.

Für den Prozess der Identitätsarbeit ist es notwendig, dass sich die verschiedenen Aspekte interaktionell und im Handeln, aber auch in den Selbsterzählungen zeigen. Dieses Außen wirkt wiederum zurück auf das Innen in einem offenen, gestaltenden Prozess. Gestaltend wirken zudem auf allen drei Ebenen unzählige Interaktionsmomente, Selbst- und Fremderfahrungen in Begegnungen im sozialen Raum, die den Prozess begleiten. Der Prozess der Identitätskonstruktion verläuft hochgradig individuell und subjektiv, doch wird von innen her, aus der Perspektive der ersten Person heraus, vollkommen wahrheitshaltig erfahren.

Der Konstruktionsprozess verläuft nicht richtungslos, sondern wird kontinuierlich durch verschiedene Identitätsziele gesteuert, die sich vorrangig motivational und emotional auswirken (Keupp et al., 2006, S. 261–262). Zu den *sozialen Identitätszielen* gehört die *Anerkennung* (von außen und Selbst-Anerkennung) und die *Integration*. Als *kognitive Identitätsziele* lassen sich das *Commitment* identifizieren, also Entschiedenheit oder Treue zu einer einmal getroffenen Entscheidung oder zu einem wichtigen Projekt, zu bestimmten Werten und zu einer Gemeinschaft – »in guten wie in schlechten Tagen« – sowie die *Autonomie*: Für Menschen hat Gestaltungsfreiheit in Bezug auf ihr Leben und ihren Alltag eine große Bedeutung. Entlang *produktorientierter Identitätsziele* richten Menschen die Konstruktion ihrer Identität auch auf das Erreichen bestimmter Ergebnisse, eben »Produkte«: in einer gewissen *Originalität* und um sich selbst darin zu zeigen. Dies konkretisiert sich im Ziel der *Selbstobjektivierung*. In den vergangenen 20 Jahren zunehmend hinzugekommen ist der Körper als Austragungsort von Identitätszielen, im Wesentlichen als produktorientiertes Identitätsziel im Bereich der Selbstobjektivierung (Pirker, 2019, S. 52–53). *Emotionale Identitätsziele* lassen sich identifizieren als *Selbstachtung* und *Selbstwirksamkeit*, die ebenso wie Anerkennung mit von der Resonanz von außen geprägt werden.

2. Psychotherapeutische Perspektiven

Im vorliegenden Zusammenhang ist nur ein kleiner Einblick in den Umgang verschiedener therapeutischer Richtungen mit der Identitätsthematik möglich (Petzold, 2012a; Pirker, 2013, S. 172–248). Verzichtet wird an dieser Stelle auf einen vertiefenden Einblick in neuropsychiatrische Krankheitsbilder, die beispielsweise nach einer Hirnverletzung auftreten, ebenso wie die psychischen und Verhaltensstörungen, die sich identitätstangierend auswirken, wie die Anpassungsstörungen oder dissoziative Störungen. Die Einordnungen der Identitätsthematik in der Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik (OPD) müsste hier von besonderem Interesse sein (Arbeitskreis OPD, 2006). Die Identitätsthematik begegnet darin insbesondere auf der Achse III (Konflikt) sowie auf der Achse IV (Struktur). Den verschiedenen

therapeutischen Richtungen ist gemeinsam, dass sie, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, Zugänge zur Auseinandersetzung mit der Biographie der Patienten wählen und darin auch mehr oder minder ausdrücklich identitätsbezogen ansetzen. Eine Konkretisierung wird mit Blick auf die Psychoanalyse und humanistisch ansetzende Gesprächspsychotherapie vorgenommen.

2.1 Drei Modi des Begreifens von Biographien

Rahel Jaeggi differenziert drei »Modi des Begreifens von Biographien« (1997, S. 87): Der *kausale* Modus, der auf vergangenheitsgerichtete Kontinuität und begründende Zusammenhänge setzt und an Erklärungen interessiert ist; der *intentionale* Modus, der sich auf zukunftsgerichtete Finalität bezieht und die (vielleicht unbewusst) verfolgten Ziele, die das Handeln leiten, betrachtet, sowie der *sinnverstehende* Modus, der sich um ein Begreifen »der gesamte[n] Lebensgeschichte als Hintergrund, auf dem sich einzelne Verhaltensweisen und Erlebnisse abspielen« (1997, S. 87), bemüht. Weitgehend unstrittig ist allen Ansätzen ein grundlegendes Verständnis für einen Zusammenhang von Identität und Narrativität in der Komplexität der modernen Lebenswelten, in der Menschen, Gesunde, Belastete und Kranke gleichermaßen, vor der Aufgabe stehen, Orientierung in Vielfalt zu finden und das Eigene zugleich als Eigenes zu bewahren. Die Art der Auseinandersetzung mit diesen Zusammenhängen ist vom jeweiligen Konzept geprägt; auch beschreitet jede Therapieschule eigenständige Wege, um mit biographischen Zusammenhängen zu arbeiten. Jaeggi sieht die Bedeutung der biographischen Arbeit innerhalb der Therapie vor allem darin, dass sie einerseits »als eine Strategie zur Absicherung der eigenen Identität« (1997, S. 82) dient, dass dadurch andererseits aber psychische Störungskonstellationen sichtbar werden können, beispielsweise durch sich wiederholendes Handeln, sich wiederholende Situationen oder durch subjektives Beharren auf Ungelöstes. Doch auch das genaue Gegenteil der Wiederholung, das Jaeggi als eine therapeutisch nur schwer einzuholende Erfahrung des »und dann war plötzlich alles anders«-Typ beschreibt, findet in biographischen Erzählungen Platz und kann vom Individuum rückblickend scheinbar bruchlos integriert werden. Tiefe Identitätsbrüche – als solche werden beispielsweise religiöse Konversionserlebnisse verstanden – können zu einer Abwertung des vorherigen Lebens und einer Aufwertung des »Danach« führen, wobei es sich um nachträgliche Umbewertungskonstruktionen handelt, mit der Intention, die Erfahrung des »ganz Anderen« in das biographische Kontinuum einzubauen. Therapeutisches Arbeiten endet – systemisch-familientherapeutische Ansätze einmal ausgenommen – an einer Grenze: Der Einbezug der Umwelt und des gesamtgesellschaftlichen Bezugssystems ist nur in einem geringen Ausmaß möglich. Der Vorwurf, Psychotherapie arbeite nur individuumorientiert und lasse die mitunter krankmachende Umwelt aus dem Blick und somit aus der Verantwortung,

kann mit Jaeggi daher allenfalls eingeschränkt, nicht aber entkräftet werden: »Psychotherapie ist und bleibt ein Unterfangen des einzelnen, die Möglichkeit, sich über sein Innenleben klarzuwerden, kommunikative Strategien zu verändern, Einstellungen zu überprüfen.« (1997, S. 90)

2.2 Psychoanalyse

Die regelrechte Inflation der Identitätsthematik im Grenzgebiet von Psychologie und Soziologie hat in der Psychoanalyse bis in die 1990er Jahre hinein keine erkennbare Entsprechung gefunden, auch wenn die begriffliche Entwicklung einer psychoanalytisch ansetzenden Entwicklungspsychologie entstammt. Eine Ausnahme bildete die Untersuchung von de Levita, der 1971 Herkunft und Entwicklung des Identitätsbegriffs analysierte, um von dort her psychoanalytische und therapeutische Anregungen für eine Persönlichkeitstheorie zu erhalten; nach einer breiten Rezeption sozialwissenschaftlicher Theorien kommt er darin zu einer klaren Abgrenzung vom dort diskutierten Rollenbegriff und zu einer Konzentration auf das reflexive »Identitätsgefühl«. Ehrlich u. a. führen die psychoanalytische Nicht-Rezeption auf begriffliche Unschärfe zurück:

»Das Identitätskonzept wurde von der Psychoanalyse weder besonders rezipiert, noch in ihre Theorien aufgenommen. Psychoanalytiker bevorzugen Begriffe mit einer besser fundierten metapsychologischen Definition und größerer Relevanz für ihre tägliche Arbeit, wie Ich, Selbst und Subjekt.« (2003, S. 362)

Werner Bohleber begründet die Jahrzehnte währende Vermeidung der Identitätsdiskussion mit Verweis auf die psychoanalytische Narzissmus-Diskussion, auf das Verblassen der Ich-Psychologie sowie stärkere Beschäftigung der Psychoanalyse mit der Selbst-Psychologie, und sieht ebenfalls Probleme in den begrifflichen Unschärfen des Erikson'schen Identitätskonzepts (Bohleber, 1992, S. 336; 2008, S. 339). Etwa seit Mitte der 1990er Jahre hat der Identitätsbegriff in der Psychoanalyse jedoch an Präsenz gewonnen, so dass einige Entwicklungen beschrieben werden können. Diese vollziehen sich entlang einiger Verbindungslinien, die sämtlich aus älteren psychoanalytischen Traditionen entstammen:

- Die Position des Anderen gilt als Grunddatum des dezentrierten Subjektverständnisses der Psychoanalyse. Der Mensch ist ex-zentrisch von einem Außen abhängig, wobei dieses Außen auch im eigenen Inneren gefunden werden kann.
- Das Bemühen des Subjekts um Psychosynthese ereignet sich in dem dynamischen Versuch, Verdrängtes zu interpretieren und Unbewusstes abzuweisen, und kann darin als ein innerpsychischer Grenzerweiterungs- bzw. Grenzverengungsprozess verstanden werden.

- Das Subjekt im psychoanalytischen Verständnis ist von Anfang an dezentriert, das »Ich« ist imaginär. Dies wird in allen Objektbeziehungen und Interaktionen erfahrbar: in der Interaktion mit dem Anderen in mir, in der Interaktion mit Anderen sowie in der Interaktion der Therapie.
- Die Bedeutung der Beziehung für innere Einheit und Kontinuität hat psychoanalytisch zunehmend Beachtung gefunden.

Die Frage nach der Identitätsbildung nimmt seelische Integrationsprozesse in den Blick, die in der Psychoanalyse als synthetische Prozesse lange Zeit eher als marginal beachtet wurden. Ihr genuiner Beitrag als Erforscherin des individuellen Schicksals liegt im Beharren auf der Bedeutung singulärer Dynamiken, weshalb sie ihr Identitätsverständnis nicht auf soziale Komponenten wie das Rollenverhalten konzentriert, sondern vorrangig »das im Unbewußten aufbewahrte Nicht-Identische« (Bohleber, 1992, S. 338) thematisiert, die Dimension des »Fremden« im Menschen selbst (Schneider, 1995). Auch daraus erklären sich Vorbehalte gegenüber dem Begriff der Identität, der sich, so Klaus-Jürgen Bruder, als »Schimäre« erweisen muss: »Die Psychoanalyse rechnet die »Identitätstheorie« dem Arsenal der Verkennungen zu, den Wünschen oder (An-)Forderungen des (an das) Ich.« (Bruder, 2010, S. 73) Doch im changierenden Grenzcharakter des Identitätsbegriffs zwischen äußerer (soziologischer) und innerer (psychologischer) Beschreibbarkeit zeigt sich ein Vorteil, nämlich dass »in ihm beide Aspekte des Selbst, Autonomie und Zugehörigkeit, ungetrennt enthalten sind« (Bohleber, 1992, S. 360). An dieser Doppelseitigkeit des Identitätsbegriffs setzt auch der zweite Schwerpunkt der psychoanalytischen Auseinandersetzungen mit dem Konzept der Identität an: Die Objektbeziehungstheorie beschreibt die Beziehung des Subjekts zu seiner Umwelt in ihrer Bedeutung für die psychische Entwicklung (Bohleber, 1992, S. 338–345), wozu auch die Intersubjektivität gehört, die mit dem *relational turn* und der Eröffnung des Möglichkeitsraums, des *potential space* nach Donald Winnicott (1971) von Außen und Innen, sich »zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Trieb und Kultur, zwischen Ich und Realität« (Altmeyer, 2005, S. 56) aufspannt, den Martin Altmeyer auch als den »sozialen Geburtsraum für Identität« bezeichnet hat (2005, S. 45).

Psychologische Identitätstheorien machen auf unterschiedlichen Wegen die Notwendigkeit der Interaktion für die Entwicklung und das Erleben von Identität deutlich. Bei der konsequenten Betrachtung der Schnittstelle von Innen und Außen liegt es nahe, dass die Psychoanalyse auch Erikson mit neuem Interesse liest, da dieser Identität genau an der »Schnittstelle zwischen gesellschaftlichen Erwartungen an den einzelnen und dessen psychischer Einzigartigkeit« (Bohleber, 1992, S. 336) entwickelt hat. An dieser Stelle lohnt der Hinweis auf die Theorie zur »Entwicklung des Selbst« nach Robert Kegan (1986), die einen seltener rezipierten, doch bedeutsamen – so Flammer (2003, S. 246) – neoanalytischen Entwicklungsansatz darstellt.

Kegans Ansatz basiert auf den psychoanalytischen Vorstellungen von Selbst und Objektbeziehungen sowie auf der progressiven Stufenintegration nach Piaget und Kohlberg, wobei er die Krise, hier ganz in Erikson'scher Tradition, als zentrales Element beachtet. Kegan formuliert die Entwicklung in sechs Schritten, charakterisiert als Weg »vom Sein zum Haben«. Die einzelnen Stufen schreiten in einem dialektischen Prozess zwischen Individualität und Bezogenheit voran, worin sie sich von Eriksons intrapersonalen Entwicklungsmodell unterscheiden, dessen innere Dialektik sich zwischen Krisenpolen vollzieht. Kegan beschreibt diese Stufen mit Hilfe übernommener und von außen entstehender Rollen, innerhalb derer sich das Individuum zurechtfinden muss. Ihre Entwicklung erfolgt dynamisch, sie ist immer an den Übergängen ausgerichtet. Identität kommt auch für Kegan besonders in der späten Adoleszenz zum Tragen, wenn das zentrale Thema im Austausch in und in Auseinandersetzung mit den zwischenmenschlichen Beziehungen liegt. In Eriksons Theorie gilt Identität sowohl als ein Vermittlungsprodukt der beiden Seiten als auch als ihre dynamische Balance. Diese schien in den Dynamiken der Postmoderne zu einem Paradoxon verzerrt: Das Individuum benötigt die Interaktion zur Identitätsbildung, befindet sich aber gleichzeitig in einer radikal vereinzelter – individualisierter – Position, in der Interaktion erschwert herzustellen ist. Das Identitätsgefühl fungiert dabei als »aktives inneres Regulationsprinzip« dieser Balance, indem es sowohl Handlungen als auch Erfahrungen auf ihre Integrierbarkeit in den vorhandenen Bezugsrahmen überprüft. Damit unterstützt das Identitätsgefühl die synthetisierenden Funktionen des Ich. Doch wird die Ausbildung einer harmonischen Identität nur als begrenzt möglich erachtet, zum einen, da die Bedürfnisse des Individuums immer eine gewisse Diskrepanz zur Realität ausweisen, so dass immer »Brüche und Widersprüche zwischen einzelnen Identitätselementen« (Bohleber, 1992, S. 361) bestehen, zum anderen da die Vielfalt hoch motivierender Selbsterfahrungen, die aus infantiler Quelle stammen, zwar die Positionen zentraler Selbstrepräsentanzen einnehmen, dabei aber unvereinbar konfliktieren. Mit der Verdrängung nicht kompatibler Selbst-Repräsentanzen aus der Identität und der Aktualisierung bzw. Neuinszenierung unbewusster Selbst-Anteile erkennt Werner Bohleber zwei Hauptstrategien des Identitätsgefühls im Bemühen um eine innere Einheit des Selbst, die zu einem dialektischem Verständnis von Identität, wie es Gerhard Schneider (1995) formuliert hat, aufschließen.

Als jüngere Herausforderung treten die zunehmende Mediatisierung der Lebenswelt sowie der Umgang mit medialen Spiegelungen hinzu, die zunächst als durchaus verzweifelter Versuch der öffentlichen Interaktion verstanden wurden, da sie eine vermeintliche Herstellung von Intersubjektivität erzeugten. Sie bringen, wie Martin Altmeyer dies interpretierte, die »szenische Struktur des Narzissmus« erst zum Vorschein: »Die intersubjektive Kehrseite der Selbstbezogenheit lässt uns etwas vom Muster der Identitätsbildung in der Postmoderne, im Grunde einer »reflexiv«

gewordenen Moderne, ahnen.« (Altmeyer, 2005, S. 46) Er führt mehrere Beispiele an (Altmeyer, 2005, S. 44): Die Sehnsucht nach dem Klingeln des Handys in der S-Bahn, »das Aufspüren elektronischer Belege für die eigene Existenz«, z.B. in der Internet-Suche nach dem eigenen Namen, aber auch »die Vorführung intimster Details des Privaten in den interaktiven Formaten des entfesselten Fernsehens«, ein Prozess, der sich seither potenziert hat, insbesondere in dem durchschlagenden Erfolg des Web 2.0, das auf die Vernetzung von *User Generated Content* in Social-Media-Plattformen aufbaut. Diese Praktiken und ihre Rückwirkungen auf die Persönlichkeitsentwicklung werden vielfach reflektiert, aktuell im Essayband *Trick Mirror* von Jia Tolentino (2021), in dem die Autorin das ursprüngliche Freiheitsversprechen des Web 2.0 in seiner ganzen Tragweite reflektiert – zwischen persönlicher Erfahrung und politisch-ökonomischer Bedeutung, immer auf der Suche nach Antworten auf die Frage, ob und wie in einer von Selbstoptimierung und Selbstdarstellung geprägten Welt, die sich keineswegs mehr auf »online« beschränken lässt und ein gerüttelt Maß an Selbsttäuschung in sich trägt, ein authentisches Selbst überhaupt entwickeln und leben lässt.

2.3 Humanistische Psychologie

Die humanistische Psychologie hat kaum eigenständige Identitätstheorien entwickelt, doch die Thematik implizit oder explizit aufgegriffen. Explizit hat im Rahmen der integrativen Therapie Hilarion Petzold (2012b) einen integrativen identitätstheoretischen Ansatz entwickelt, in dem als fünf Säulen der Identitätsarbeit Leiblichkeit – Soziale Beziehungen – Arbeit, Leistung, Freizeit – Materielle Sicherheit – Werte benannt sind. Die personenzentrierte Theorie der Persönlichkeitsentwicklung nach Carl R. Rogers ist implizit identitätsbezogen, da um den Begriff des Selbstkonzepts aufgebaut (Rogers, 2006; Weinberger, 2003). Sie versteht das Selbstkonzept als entscheidende Instanz in der individuellen und vital voranschreitenden Entwicklung des Menschen, worin sich der Ansatz von der vorrangig empirischen Selbstkonzeptforschung unterscheidet. Eine Psychotherapie stellt in ihrem beziehungsgestaltenden Angebot einen besonderen Fall der Persönlichkeitsentwicklung dar. Kongruenz, Akzeptanz und Empathie als Grundhaltungen der Gesprächspsychotherapeutin ermöglichen dem Klienten, eine neue Deutung seines Selbstbilds zu entwickeln und von dort her zu einer positiven Annahme der eigenen Persönlichkeit zu gelangen. Gesprächspsychotherapie setzt so radikal ressourcenorientiert, stützend und aufbauend unmittelbar an der Sehnsucht des Menschen nach positiver Selbstentfaltung, nach Begegnung und Interaktion, nach Anerkennung, Gesehen- und Angenommenwerden an und entfaltet von dort identitätsprägende Kraft. In den Begriffen wird bereits unmittelbar ersichtlich, dass die Gesprächspsychotherapie in der Tradition Rogers' an Themen und Interaktionszusammenhängen arbeitet, die für Identitätsbildungsprozesse

Bedeutung erlangen. Eindeutig auf der Seite des Individualismus stehend, entfaltet Rogers in seinen Werken ein individualistisches Modell der psychischen Entwicklung, das aus konkreten Erlebnissen und Erfahrungen von Menschen heraus entstanden ist. Dem Modell liegt eine lange Sammlung und Systematisierung therapeutischer und empirischer Arbeit zugrunde. Vielfach integriert Rogers in die Theorieentwicklung Fallbeispiele aus therapeutischen Prozessen, die er aufgezeichnet, transkribiert und ausgewertet hat. Er verwendet den Begriff der Identität nicht als Bestandteil seiner Theorie, sondern nutzt eine ganzheitlichere Terminologie: Er spricht von Person, Persönlichkeit und verwendet die Begriffe Selbst bzw. Selbstkonzept für den Aspekt der Person, der dem Individuum bewusst zugänglich ist. Erikson hat er an der Stanford University kennengelernt, doch Rogers rezipiert dessen psychoanalytisch geprägte Entwicklungstheorie nicht. In mancherlei Hinsicht, beispielsweise in der Bedeutung, die er der Beziehung und sozialer Interaktion zumisst, basieren seine theoretischen Ausführungen auf Mead (Rogers, 2003, S. 429).

3. Abschließend: Eine Zurückhaltung

Die Prozessualität des Identitätsbegriffs, die besonders im Nachdenken über Identitätskonstruktionen zutage getreten ist, hat Jürgen Straub als transitorische Identität, also als Identität im Übergang, beschrieben. Sie bedeutet nicht vollständige Auflösung in fluktuierende Zustände, sondern vielmehr kontinuierliche Wandlung und bleibende Vorläufigkeit vormals scheinbar stabiler Entitäten in den Selbst- und Umweltrelationen einer Person. So verstandene Identität kann treffend als »Einheit ihrer Differenzen« bezeichnet werden, und zwar sowohl in temporaler als auch in dynamischer Perspektive,

»als aktive, stets nur vorläufige Synthese des Heterogenen [...], wobei unbestritten ist, dass diese Einheitsbildung, Integrations- oder Syntheseleistung nicht zur ›Aufhebung‹ oder ›Eliminierung‹ von Differenz und Heterogenität und auch nicht von Kontingenz, Ambiguität, Ambivalenz oder Polyvalenz führt oder führen kann«. (Straub, 2002, S. 94)

Wo derartige Aufhebungen und Eliminierungen auftreten, entstehen dagegen Unsicherheiten und Infragestellungen bezüglich der innerpsychischen Struktur eines Menschen.

Die hier unternommenen Ausführungen beschränken sich auf die individuelle Seite der Identität, wie sie für psychotherapeutische Zusammenhänge von besonderer Bedeutung und Relevanz sind. Die sich seit etwa 10 Jahren zunehmend aufschaukelnden Debatten um Identität als Zugehörigkeit und Abgrenzung, die insbesondere identitätspolitische Dynamiken um Anerkennung, Definitionshoheiten, Sprechverbote und Erfahrungsräume prägen, werden darin nicht beachtet. Sie gründen sich auf

Dynamiken, denen die Annahme von Kollektividentitäten vorausgehen, eine Denkfigur, die in sich mit Straub »eine überaus heikle Angelegenheit [birgt], die der Ideologisierung der sozialen und politischen Praxis Tür und Tor öffnet« (2002, S. 91). Psychologische Betrachtungen werden diesbezüglich Zurückhaltung wahren, doch es ist unverkennbar, dass Dynamiken der Repräsentation, der Selbstdarstellung, der medialen Wahrnehmung und Zuschreibung eine intensive Rückwirkung darauf nehmen, wie Individuen sich in ihrer Umwelt – in ihrem umgebenden gesellschaftlichen Prozess – verstehen, verorten und entwickeln können (vgl. z. B. Charim, 2018). Identität bleibt begrifflich schillernd und vielfältig. Die Grundfrage, worauf hin sich Menschen in therapeutischer Begleitung entwickeln mögen und worin ein Status des subjektiv empfundenen Wohlbefindens liegt, stellt sich in identitätsorientierten Zugängen somit eventuell unter veränderten Vorzeichen. Identitätspolitik vollziehen sich als behauptete Rückkehr zu einem statuarischen Identitätsverständnis, über das ein am Individuum orientiertes Identitätsverständnis meinte, bereits hinausgeschritten zu sein.

Literatur

- Altmeyer, M. (2005): Innen, Außen, Zwischen. Paradoxien des Selbst bei Donald Winnicott. *Forum der Psychoanalyse*, 21(1), 43–57.
- Arbeitskreis OPD (Hrsg.) (2006): *Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik OPD-2. Das Manual für Diagnostik und Therapieplanung*. Bern: Huber.
- Bohleber, W. (1992): Identität und Selbst. Die Bedeutung der neueren Entwicklungsforschung für die psychoanalytische Theorie des Selbst. *Psyche – Z Psychoanal*, 46(4), 336–365.
- Bohleber, W. (2008): Identität. In: Mertens, W., & Waldvogel, B.o (Hrsg.): *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*. Stuttgart: Kohlhammer, 3., überarb. u. erw. Aufl., 336–341.
- Bruder, K.-J. (2010): Die Kontinuität des bewussten Diskurses – biographisches Interview und psychoanalytisches Gespräch. In: Griese, B. (Hrsg.): *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 73–92.
- Brunner, K.-M. (1987): Zweisprachigkeit und Identität. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 44, 57–75.
- Charim, I.e (2018): *Ich und die Anderen. Wie die neue Pluralisierung uns alle verändert*. Wien: Zsolnay.
- Erikson, E. H. (1973/1959): *Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Erikson, E. H. (1982): *Lebensgeschichte und historischer Augenblick*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Erlich, H. S., Körner, J., Minolli, M., Nedelmann, C., & Sandler, A.-M. (2003): Was ist psychoanalytische Identität? *Forum der Psychoanalyse*, 19(4), 362–377.

- Flammer, A. (2003): *Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung*. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Huber.
- Goffman, E. (1975/1963): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Jaeggi, R. (1997): *Zu heilen die zerstoßenen Herzen. Die Hauptrichtungen der Psychotherapie und ihre Menschenbilder*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kaufmann, J.-C. (2005): *Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität*. Konstanz: UVK.
- Kegan, R. (1986/1982): *Die Entwicklungsstufen des Selbst*. München: Kindt.
- Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer, R., Mitzscherlich, B., Kraus, W., & Straus, F. (2006/1999): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Klessmann, M. (2006): *Pastoralpsychologie. Ein Lehrbuch*. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener.
- Krappmann, L. (1971): *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kron, T., & Horáček, M. (2009): *Individualisierung*. Bielefeld: transcript.
- Levita, D. J. de (1971): *Der Begriff der Identität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Marcia, J. E. (1989): Identity diffusion differentiated. In: Luszcz, M. A., & Nettelbeck, T. (Hrsg.): *Psychological development: perspectives across the life-span*. North Holland: Elsevier, S. 289–294.
- Mead, G. H. (1973/1934): *Geist, Identität und Gesellschaft. Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Herausgegeben von Charles W. Morris*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Petzold, H. G. (Hrsg.) (2012a): *Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie. Integrative Modelle in Psychotherapie, Supervision und Beratung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Petzold, H. G. (2012b): Transversale Identität und Identitätsarbeit. Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch begründete Persönlichkeitstheorie und Psychotherapie – Perspektiven »klinischer Sozialpsychologie. In: Petzold, H. G. (Hrsg.): *Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie. Integrative Modelle in Psychotherapie, Supervision und Beratung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 407–603.
- Pirker, V. (2013): fluide und fragil. Identität als Grundoption zeitsensibler Pastoralpsychologie. *Zeitzeichen*, 31. Ostfildern: Grünewald.
- Pirker, V. (2019): Fragilitätssensible Pastoralanthropologie. Impulse aus Praktiken der (Selbst-)Inszenierung in Social Media. *ZPTh*, 39(1), 43–58. Online unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:6:3-zpth-2019-23318> [Stand 21. Dezember 2021].
- Rogers, C. R. (2003/1951): *Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rogers, C. R. (2006/1961): *Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten*. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Rosenlöcher, T. (1997): *Ostgezeher. Beiträge zur Schimpfkultur*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schneider, G. (1995): *Affirmation und Anderssein. Eine dialektische Konzeption personaler Identität*. Opladen: Westdt. Verlag.
- Straub, J. (2002): Personale Identität: anachronistisches Selbstverhältnis im Zeichen von Zwang und Gewalt? In: Straub, J., & Renn, J. (Hrsg.): *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst*. Frankfurt a. M.: Campus, S. 85–113.
- Tolentino, J. (2021): *Trick Mirror. Über das inszenierte Ich*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Weinberger, S. (2003): *Klientenzentrierte Gesprächsführung. Lern- und Praxisanleitung für Personen in psychosozialen Berufen*. Weinheim/München: Beltz.
- Winnicott, D. W. (1971/1967): Die Spiegelfunktion von Mutter und Familie in der kindlichen Entwicklung. In: Winnicott, D. W.: *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 128–135.